

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes

Für alle Jugend-
lichen und Lehrlinge der
Metallindustrie

Nr. 15 • 11. Jahrgang

Stuttgart 12. April 1930

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Erscheint wöchentlich Samstags. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 Mk. Einzelnummer 15 Pf. (nur gegen Voreinsendung des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haale • Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rätestr. 16. Fernsprecher S.-H. 628 41 • Postcheckkonto Stuttgart 6803

Erfolge der Gewerkschaften

Wie immer die Lebenshaltung der Arbeiter sich entwickeln mag, die Gewerkschaften werden sie stets auf einem höheren Niveau halten, als sie sonst einnähme. Sie bewirken bei allgemein steigender Lebenshaltung, daß diese für die organisierten Arbeiter rascher steigt; bei allgemein sinkender Lebenshaltung, daß sie für die organisierten Arbeiter langsamer sinkt als es sonst der Fall wäre. Das sind die Erfolge der Gewerkschaften in bezug auf die Lebenshaltung der Arbeiter. Diese Erfolge erzielen sie unter allen Umständen, und sie allein schon machen die Gewerkschaften unentbehrlich für die Arbeiterklasse, ja, man möchte fast sagen, unentbehrlicher noch in den Zeiten absteigender als in den Zeiten aufsteigender Lebenshaltung, unentbehrlicher in den Zeiten der Krise, der Arbeitslosigkeit als in Zeiten der Prosperität, wenn Arbeiter gesucht sind und auch der einzelne seine Bedingungen stellen kann.

Kautsky

Jugend und Buch

„Wozu braucht ein junger Mensch zu lesen? Daß ihn sich ordentlich den Wind um die Nase wehen und sich in der Welt umgucken. Das wird ihm nützlicher sein, als wenn er sich den Kopf mit Bücherweisheit vollstopft.“ Die Ansicht hört man nicht selten. Und für die Wädelz gar wird das Bücherlesen sehr oft als ein höchst unpassender Luxus betrachtet, nur geeignet, ihnen den Kopf zu verdrehen. „Kochen und Strümpfstopfen ist ihnen viel dienlicher.“

Wie alle falschen Auffassungen hat auch diese einen richtigen Kern, den nämlich, daß all unser Lernen und Erkennen vom Leben und von der eigenen Anschauung anfangen muß. Ein Gram Gram Erfahrung ist mehr wert als ein Pfund erlernte Wissenschaft. Eine andere Gefahr aber ist sehr dringend. Unser aller Leben ist heute ungemein verwickelt. Tägliche Einzelschicksale sind abhängig von sehr großen und entfernten Ereignissen. Eine neue Erfindung in Amerika macht deutsche Arbeiter brotlos. Ein Fortschritt der Arbeit am laufenden Band macht die Berufslehre von einigen Tausend Jugendlichen unnütz. Der Beschluß einer internationalen Konferenz belastet den Lohn eines jungen Arbeiters mit neuen Steuern, verkürzt oder verlängert seine Arbeitszeit. Das Leben, das wir um uns sehen, ist unbegreiflich und unerklärlich, wenn wir nicht lernen, hinter diesem Leben die großen Zusammenhänge zu sehen, die Bedingungen, unter denen es entstanden ist. Dazu hilft uns das Buch. Und es ist für unsere Gegenwart ein ebenso unentbehrliches Werkzeug geworden, wie dem Höhlenmenschen sein Fauststein, dem Landsknecht seine Musfete, dem Schiffer sein Kompass; eine Waffe im Daseinskampfe, ein Mittel, das uns zeigt, wo wir stehen. In der Jugend bilden sich die Gewohnheiten. Darum ist es nötig, daß gerade der Jugendliche zu lesen und das Buch zu gebrauchen lernt, zur Freude, zum Werkzeug, zur Waffe. Die Schule könnte darin viel tun. Und wenn die alte Schule oft dabei versagt hat, so hilft die neue heute schon sehr oft. Aber sie kann im allerbesten Fall nur einen Anfang machen. Die entscheidende Zeit der Entwicklung, des Erlebens und also auch des Lesens beginnt erst nach der Schule. In dieser Zeit gerät der junge Mensch unter eine Masse der verworrensten und oft schädlichsten Einflüsse. Ebenso wie das Kino, dies fabelhafte Bildungsmittel der Masse, heute zu neunzig Hundertteilen eine verfluchte, verflücht-

verlogene Welt darstellt, ebenso ist's mit dem Buche. Und weiß junge Menschen erlebnishungrig, abenteuerlustig und fast unbeschränkt gutgläubig sind, deshalb hat hier die Bücherindustrie sehr leichtes Spiel, und Schundgeschichten sind fast immer ein ganz sicherer geschäftlicher Erfolg.

Aber auch, was man so „gute Literatur“ nennt, ist oft ganz ungeeignet, unserer Jugend zu helfen. Und wer meint, es sei damit getan, diese Messerwerke anzureißen und anzubieten, der ist im schmeren Irrtum. Jedes Buch ist aus einer bestimmten Zeit und Lebenserfahrung heraus geschrieben und daher auch für einen bestimmten Leserkreis. Was für Fünfzehnjährige paßt, paßt durchaus nicht immer für Fünfzehnjährige, und was ein Professor oder eine Gesellschaftsdame gerne liest, wird zumeist für einen Schüler, Lehrling oder eine Kontoristin wenig erfreulich und noch weniger nützlich sein.

Unsere Bücherindustrie aber versagt hier und muß versagen. Die will einfach verkaufen. Und ihr Dienst am Kunden besteht vor allem darin, ihm einzuhämmern: „Du sollst und mußt Bücher kaufen.“ Das ist auch der Fehler des deutschen Buchtages, der heuer zum zweiten Male begangen wird. Auf ihm wird das „gute Buch“ als Gut an sich angepriesen. Das ist es nicht. Es ist ein Mittel zum Leben, ein Werkzeug im Lebenskampf und eine geistige Nahrung, um unser Leben reicher und tiefer zu machen. Darum ist aber auch das Buch des Arbeiters und das Buch der Arbeiterjugend etwas ganz anderes als das Buch des Bürgertums. Es ist ein Mittel unserer Bewegung, ein Mittel, junge Menschen zu Massenbewußten, kampfbereiten, Klarblickenden und zielbewußten Mitarbeitern zu machen.

Dem dient die Arbeit unserer Bildungsorganisation, unserer Buchverlage, unserer Buchgemeinschaften, der Zeitschriften, die wie die „Sozialistische Bildung“ planmäßig in die Welt des Buches einfließen, der Bücherkataloge, die wir herausgeben. Wir können auf diese Arbeit schon heute mit Stolz blicken. Ein Jugendlicher, der sich unterrichten will, findet da reichliches Material. Ich glaube sogar, wenn er das Jugendchriftenverzeichnis mit seinem Nachtrag sozialistischer Jugendliteratur in die Hand nimmt, das der Bildungs-ausschuß der Sozialdemokratischen Partei herausgebracht hat, so wird ihm beinahe bange werden vor diesem Reichtum. Und hier hätte dann die planmäßige Arbeit der Jugendverbände und der Mitteilungsblätter und Zeitungen einzusetzen. Die haben den Weisheit zu sein.

Ich bin der festen Überzeugung, daß jeder Mensch von Natur aus Bücherleser ist, weit nämlich jeder Mensch von Natur aus neugierig ist oder, genauer gesagt, unterhaltungs- und erkenntnis-hungrig. Aber allzuoft gerät er ein hungriges Menschenkind zuerst an ein Buch, das ihm nicht schmeckt. Es ist zu schwer, zu fremd, zu unverständlich. Und schon ist es abgeschmeckt, vielleicht fürs Leben. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit eines Landnadaels. Es war lang, aufgeweckelt, sehr lebendig, aber lesen wollte es nicht. „In den Büchern steht doch nur fremdes Zeug.“ Bis es über „Friedensinseln Lebenslauf“ von Schreyer geriet. „Ja“, sagte sie höchst befriedigt, „so was erleben wir auch.“ Und von da ab gewohnte sie sich auch daran zu lesen, was andere erleben, wenn es nur lebenswichtig war.

Wir haben hier eine ganz große und ganz wundervolle Arbeit zu tun. Die Bücher sind uns Rüstung und Waffen für des Tages Kampf. Wir haben die großen Rüstkammern mit Fleiß gesammelt und fertig zum Gebrauch. Nun heißt es, unsere Jugend, mit ihnen bekannt, mit diesen für sie geschmiedeten Werkzeugen und Waffen vertraut zu machen. Anna Siemsen.

Frühlings Einzug

Au uns kam er nicht geritten mit geschmiedeten Rossen oder gar mit einem von Gold und Silber strahlenden Wagen. Uns hat der Lens nicht überbracht. Die Frühlingssonne hat uns nicht aus einem Wintertraum erweckt. Als kam ganz anders.

Es war ein langer, aber zugleich sehr kalter Winter gewesen. Wir waren acht „Stifte“. Das war so die Bezeichnung für uns, der wir die Säuglinge der großen Fabrik waren, die mit ihren qualmen-den Essen und ratternden Maschinen unsere zweite Heimat war.

Im Winter hatten wir eine recht vornehme Beschäftigung: wir durften die kalten Räume des Betriebes ein wenig erwärmen.

Sonst war es eine traurige Zeit. In der Wirtschaft herrschte die Inflation. Fast alle Menschen waren unter den bestehenden Verhält-nissen schlecht gelohnt. Unsere Fabrikräume waren hoch und kalt. Schwämme bekamen wir mehr als zu essen. Es war wirklich nicht gut, daß man uns dazu noch als Menschen zweiter Klasse betrachtete, weil wir ja die Stifte waren, das sagte genug.

Nicht gab es nicht. Wir arbeiten in einem Betrieb, der mit der Zeit nicht mitgegangen war. Eine Dampfheizung war nicht vor-handen, dafür offene Feuer, die dafür sorgten, daß sich die Räume und Lungen mit beidemem Dufte füllten.

Zuerst mußten wir im Winter immer die Essen in Ordnung bringen. Nach einer bestimmten Zeit vollzog sich immer die Arbeit: Schlafen raus, Klappe hinein, dann Holz darüber, Kohlen herbei — und schon rausste Prekluft durchs Gebläse. Dichter Dufte stieg in die Räume. Die Rauchgänge waren unendliche Stürzungen. So ging es Tag für Tag, Woche für Woche und Monat für Monat, bis durch die beruhigten Fenster die Frühlingssonne lachte.

Wir hatten eine lange Zeit. In ihrer Nähe war es be-sonders kalt. Alle Karbidbühel hatten wir unterhalb durchschädert; es waren primitive Essen geworden. Mit vielen Nüssen brachten wir ihren Inhalt zum Brennen. Gasfals war zum Wärmen eine nette Sache, nur die Gasel Der Hutten blieb nicht aus, dazu gab es eine Kasse, die immer wurd war. Wir durften aber nicht schimpfen, denn wir waren ja die Stifte, das sagte genug.

Noch heute muß ich an die verbrannten Hosenbeine denken, die der Erfolg des Wärmens an den „Kassösen“ waren. Was schadetet aber die Hosenbeine, man war wenigstens einige Minuten erwärmt.

Wie ich Artist wurde

Schon immer, wenn ich einen Schlangeummensch aufstellen sah, plagte mich die Neugier, wie macht der Mensch das bloß? Geradezu neidisch war ich! Wenn ich einmal erfahren will, wie ich von hinten aussehe, muß ich vor dem Spiegel einen Spatzen aufzuführen, der Schlangeummensch packt einfach den Kopf zwischen die Beine und guckt nach. Will ich mir meinen Hod ausbürsten, so muß ich ihn ausziehen — der Schlangeummensch fährt sich, ohne eine Hand zu verziehen, dreimal mit der Bürste um den Leib und jagt nicht einmal Au. So gut möchte ichs auch haben.

Und jetzt habe ichs so gut. Ich kann mich jetzt ohne Schwierigkeit mit der rechten großen Hand hinter dem linken Ohre kratzen, ich tue es bloß nicht, weil es nicht gut ausseht. Und wenn verdanke ich das? Der Schöne-München-Darabere.

Das Geheimnis der Schlangeummensch besteht bekanntlich darin, daß die Armeel zwischen den Knochen genügend gelodert sind. Meine Knorpel sind jetzt das reine Gummiwand, ich habe mit schon überlegt, ob ich mir nicht Strumpfbänder daraus machen lassen soll. Doch die Elternbal! Ich bin nämlich am letzten Sonntag von München nach Darmstadt gefahren. Als ich die Fahrkarte löste, war ich noch ein ganz normaler Mensch. „Achtchen!“ jagten die Leute. Was muß immer darauf hören, was die Leute sagen, dann kann man zufrieden werden, und so stellte ich mich an. Ein Herr mit schmerzlicher „Gochmarist“ trat mir auf jauchzende Ohren-angen, und da löste sich die Knorpel zwischen den Beinen. Nur las ich, daß kein Arbeiter da war, sonst hätte ich jetzt den Ohrenschmerzen Franzosenisch mit den Beinen spielen können. Denn ich nicht das

In jenem Jahre wollte es scheinbar gar kein Frühling werden. Bergelbens hatten wir schon einige Wochen gewartet. Endlich schien sich das Wetter zu bessern. Durch graue Wollen lachte vom Himmel die Sonne. Unsere Scheiben über der langen Freibank wurden gereinigt. Blant wurden sie nicht. Aber etwas konnte die Lichtbringerin jetzt durchdringen.

Auch an den Bäumen machte sich der Frühling bemerkbar. Die Knospen wurden dicker und leberig. Der alte Kastanienbaum auf dem Hofe „unserer“ Fabrik begann an der Sonnenseite zu grünen. Wir betrachteten lebhaft das Neuwunder. Mit kindlicher Freude sahen wir, wie sich die ersten Blätter nach dem langen Winter zeigten. In uns war unendliche Freude, Frühling war für uns Erlösung. Nun konnten wir halb wieder auf Fahrt gehen. Nun brauchten wir „unserer Kossösen“ nicht mehr. Wir waren überalllich!

Von unserer Freude sollten auch die Gesellen merken. Heinz Schmidt war der größte „Stift“; er mußte von der Mauer aus einen grünen Zweig holen. Er führte seinen Auftrag aus. Von der Mauer kam er. In der rechten Hand hielt er den Zweig mit dem jungen Grün. Vielleicht fühlte er sich als der Bote des Frühling?!

Noch ehe die Mittagspause vorbei war, hatten wir in die dunkle Fabrik das Zeichen des Frühling hineingetragen. Unsere Gesellen sollten sich mit uns freuen. Feierlich hatten wir den Zweig über dem Platz des Altgesellen angebracht. Freudestrahlend standen wir hinter den Maschinen und warteten, was nun wohl die Gesellen sagen würden. Uns schien die Situation groß und wichtig. Unser Herz ersprang halb vor Freude. Schon nahen die ersten. Unbedacht gingen sie an ihren Platz. Plötzlich erschien in unserm Schreie der Alt-geselle mit seiner finstern Miene. Aber seinem Schraubstock hing der Bote des Frühling. Sicher wird er sich darüber freuen, dachten wir. Es war ja nur ein Zweig mit frischem Grün. Für uns war das Grün aber mehr: es war Hoffnung auf Sonne und Licht!

Seltene Sekunden waren es für uns, als der Altgeselle das Zweiglein betrachtete. Freude hatten wir für diese Überraschung er-wartet. Da rief er mit seiner rauhen Stimme einen jungen Kollegen. Der Altgeselle wollte wissen, wer das getan hat. Wir hatten nichts zu verheimlichen.

Heinz Schmidt wollte für uns die Freude ausdrücken. Sein Be-mühen war vergebens. Höre Worte bekamen wir zu hören, weil unsere Tat nicht zur Arbeit gehöre.

Deutlich spürten wir hier Gegenfabe. Auf der einen Seite die jugendliche Freude und auf der andern nur das Stumpfe, das Kalte, das nur Schaffender sein.

Mit uns konnte man es ja machen; denn wir waren ja die Stifte, das sagte genug. Kurt Wisse.

Der Umweg. „Verzeihung.“ sagte ein Herr zu einem Manne, welcher an der Straßenecke stand. „Können Sie mir sagen, wie ich in die Blankstraße komme?“

„Ja.“ entgegnete der Mann, „gehen Sie die dritte Straße links, dann die erste Straße rechts, dann wieder die zweite rechts, die vierte links, überqueren Sie dort den freien Platz, gehen um die Ecke, dann die zweite Straße links und... Sie sind dort!“

Der Fremde folgte der Anweisung und nach 1 1/2 Stunden war er wieder an dem Platz angelangt, an dem er gefragt hatte und sah denselben Mann noch an der Ecke stehen.

„Warum haben Sie mich verkehrt geschickt?“ fragte er. „Sie wollten doch in die Blankstraße, nicht wahr? Nun, dann habe ich Sie doch richtig geschickt, hier ist die... Blankstraße.“

Gleichgemüht verlor, ließ mir gleich darauf ein Freund des Hoch-gebirges mit dem Eispedel gegen die Kniekehle. Erst gegen die rechte, dann gegen die linke — Ordnung muß sein. Da lösten sich die Knorpel meiner Knie. Ich bog das rechte Bein um und steckte den Fuß in die Hosenlapse. Es ging, es machte nicht einmal. Ein aus-gezeichnete Schutz gegen Taschendiebe.

Wie ich nun meine Fahrkarte hatte, ging ich in die Bahnhalle. Da war schon eine Massenversammlung, die mich sogleich in ihre Mitte nahm und behauptete, ich solle nicht so drängen. Hinter mir stand eine ältere Dame mit einem Handloffer. Er war für sehr große Hände berechnet und man konnte getrost ein mittleres Sofa darin mitehmen. Diejen Koffer packte sie mir in den Händen. Da lösten sich die Knorpel meines Hüftgates. Ich konnte mich jetzt, ohne die Füße vom Platz zu nehmen, um meine Knie diesen und einen Korfächer bilden. Aber was nützt ein Korfächer bei den heutigen Weinpreisen? Ich begnügte mich also damit, meinen Rücken aus-zudehnen und zusammenzuziehen wie eine Ziehharmonika, und das ist eine ganz nette Unterhaltung, wenn man auf den Zug wartet.

Der mir stand ein Herr, der hatte Kieselsteine in einem Auf-satz. Benignus kam es mir so vor, als er mir den Rucksack in den Bauch steck. Durch diese Maßnahme lösten sich meine Hüftknorpel. Jetzt konnte ich ainen, daß ich aufging wie ein Fußballon, und wenn das Gedränge nicht so groß gewesen wäre, wäre ich vielleicht fortgeschoben. In diesem Augenblick wurde die Bahnsteigschranke ge-öffnet.

Ich habe einmal einen Revolutionsfilm gesehen, da stürmte die Menge einen Gulshof. Also genau so war es, bloß viel revolutionärer. Sinder schrien, weil sie nicht einsehen, weshalb sie gerettet werden sollten, die bedeutendsten Pokerechampions des Walfisches

Verzinken und Verzinnen von Drahtstahl

Von Ing. P. Krumme (Nachdruck verb.)

Eisen- und Stahldrähte, die nach dem Ziehen eine glänzende Oberfläche haben, werden an der Luft bald grau und nach kurzer Zeit zeigen sich Rostflecke. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, erzeugt man auf den Drähten metallische Überzüge. Am gebräuchlichsten ist das Verzinken und Verzinnen, daneben noch das Verbleien, Verkupfern und Vernickeln. Beim Verzinken unterscheidet man zwei verschiedene Verfahren, die Feuerverzinkung und die galvanische Verzinkung.

Bei der Feuerverzinkung ist der Arbeitsgang folgender: Der Draht wird zuerst gebeizt und dann mittels eines Wickelwertes durch eine Wanne mit flüssigem Zink und hierauf durch eine Abstreifvorrichtung gezogen und schließlich aufgespaltelt. Zum Beizen wird bei Eisendrähten hauptsächlich Salzsäure von etwa 15 bis 20 Grad B^e benutzt. Stahldrähte dürfen ihrer Empfindlichkeit wegen nur in schwach angesetzter Salzsäurelösung gebeizt werden, werden vielfach aber noch in eine Zinkchloridlösung (Lötlwasser) getaucht, wodurch das flüssige Zink an den Drähten besser haften bleibt. Auch befreit man die Oberfläche des flüssigen Zinks beim Eintritt der Drähte mit Salmiak (Chlorammonium), wodurch an den Drähten eine chemisch reine Oberfläche gebildet wird. Die Säure muß arsenfrei sein, da sonst auf den verzinkten Drähten schwarze Flecken entstehen. Als Beizgefäße benutzt man entweder säurefeste Steinbottiche oder mit Blei ausgeschlagene Holzwannen. Die Beizdauer beträgt etwa 15 bis 20 Minuten; der Beizverbrauch etwa 20 vH des Beizgutes. In Schmiere gezogene Drähte müssen vor dem Beizen in heißer Natronlauge oder Sodablösung entfettet werden.

Der gebeizte Draht wird hinter dem Ofen auf Ablaufspindel gelegt und das Drahtende zum Ofen geführt, dort durch eine Reinigungsapresse geleitet und dann mittels einer Eintauchvorrichtung in das flüssige Zink getaucht und am anderen Ende der Pfanne durch eine Abstreifvorrichtung gezogen und endlich auf das mehrere Meter vom Ofen entfernt aufgestellte Wickelwerk gewickelt.

Die Eintauchvorrichtung an den Pfannen besteht aus einer der lichten Pfannbreite entsprechend langen Walze, die schwenkbar gelagert ist, um hierdurch dem Draht verschiedene Eintauchtiefen geben zu können; oder aus einzelnen unten geschlitten, in der Höhe verstellbaren senkrechten Stäben. Die Abstreifvorrichtung besteht entweder aus einem Rechen oder aus einer mit Abest- oder Korflättchen gefütterten Presse. Die Pfannen werden aus Flußeisenblech von circa 15 bis 25 Millimeter Stärke hergestellt und zur Versteifung am oberen Rande mit Winkelseifen versehen. Je nach der Stärke der Drähte erhalten die Pfannen eine Länge von 1200 bis 3500 Millimeter. Die Breite richtet sich nach den in der Pfanne gleichzeitig zu verzinkenden Drähten, sie beträgt etwa 200 bis 1500 Millimeter, die Tiefe circa 200 bis 800 Millimeter.

Bei kleineren Ofen ist die Feuerung unter der Pfanne angebracht. Größere Ofen erfordern eine bessere Ausnutzung der Feuerkraft. Die Feuerung liegt hierbei seitlich, die Gase bestreichen zunächst die beiden Seitenflächen der Pfannen und ziehen dann unter dem Boden her zum Fuch ab. Durch die erstere Feuerungsart entsteht durch die starke Wärmezufuhr eine verhältnismäßig große Hartzinkbildung, während bei der letzteren eine Verringerung dadurch bewirkt wird, daß die größte Hitze dort zugeführt wird, wo der Wärmeübergang des Zinkbades zu den kalten Drähten am

größten ist. Größere Ofen werden auch mit Generator- oder Galsgas geheizt. Zu hohe Badtemperatur ergibt größere Hartzinkbildung. Hartzink ist eine Verbindung von Zink mit Eisen; es entsteht hauptsächlich durch Auflösung des Pfannenmaterials oder des eingeführten Drahtes. Man sucht die Hartzinkbildung vielfach dadurch zu verringern, daß man auf den Boden der Pfanne eine Bleischicht einschmilzt. Das Hartzink lagert sich auf den Boden oder auf der Bleischicht und muß mindestens wöchentlich einmal ausgeschöpft werden, weil sonst die Schicht immer höher wächst und bald mit den durchlaufenden Drähten in Berührung kommen würde, welche dann einen rauhen blättrigen Überzug erhalten. Ein weiteres Uebel ist die Zinkfäule. Sie bildet sich auf der Oberfläche des Bades und entsteht durch Oxidation des flüssigen Zinks. Die Schicht muß mehrmals wöchentlich entfernt werden.

Zur Abstreifung der Zinkschicht sind verschiedene Arten in Anwendung. Wird ein hellglänzendes Aussehen der Zinkschicht verlangt, so läßt man die Drähte durch Korl- oder Abestwischenlagen, die stark aufeinander gepreßt werden, laufen.

Vielmehr überbraunt man die Drähte direkt hinter der Presse mit kaltem Wasser, um ein Oxidieren der Zinkschicht zu verhüten. Die Drähte erhalten hierdurch ein silberweißes Aussehen. Man muß aber darauf achten, daß das Wasser von den Drähten vollständig verdunstet ist, bevor sie zu Ringen aufgewickelt werden. Durch das Hindurchziehen des Drahtes durch die Presse wird die Zinkschicht nur sehr dünn, vielfach verbleibt nur noch die sich zuerst gebildete Hartzinkzone, die sogar sehr stark zum Rosten neigt. Die gleiche Erscheinung findet man bei verzinkten Drähten, die zur Erzeugung hohen Glanzes nach dem Verzinken nochmals durch ein Ziehsisen gezogen worden sind. Die Verzinkung solcher Drahtes ist daher nur ein Schönheitsmittel und kein Nothbehelf. Eine glänzende Oberfläche erhält man auch dadurch, daß man dem Zinkbade eine geringe Menge Aluminium zulegt. Wird eine verhältnismäßig starke Zinkschicht, also ein guter Nothbehelf verlangt, so umwickelt man die Drähte mit Abest, der sich vor die Schiffe eines Flageisens legt, oder aber, man wendet die Sandverzinkung an.

Die Sandverzinkung besteht darin, daß der Draht durch eine circa 120 bis 200 Millimeter hohe Lage scharfkantigen angefeuchteten Sand, welcher auf das flüssige Zink am Austritt der Drähte gebracht wird, läuft. Der Draht muß möglichst senkrecht die Sandschicht durchlaufen, um einen allseitig gleichmäßigen Überzug zu erhalten. Nach einem anderen Verfahren wird der Draht nach Verlassen des Zinkbades nicht abgestreift, sondern durchläuft einen auf bestimmte Temperatur gebrachten Muffelofen. Hierdurch soll der Draht einen besonders starken Zinküberzug erhalten. Für Stahl-drähte eignet sich diese Verzinkungsart aber nicht, da die Drähte eine Temperatur von 600 bis 700 Grad annehmen, wodurch die ihnen gegebene Festigkeit wieder genommen wird.

Die aus dem Zinkbade und der Abstreifvorrichtung gelangenden Drähte werden auf einem Wickelapparat aufgespaltelt. Stärkere Drähte wickelt man des leichteren Abnehmens der schweren Ringe wegen auf waagrecht angeordnete Scheiben auf. Es gibt verschiedene Arten Aufwickelscheiben: Mantelscheiben, Stabscheiben und Muldenscheiben. Mantelscheiben bezwecken, daß der Draht gut schollt, wodurch ein leichtes Abwickeln der einzelnen Drahtlagen erreicht wird. Stabscheiben, bei denen nur der Schollrand vorhanden ist, während der Mantel durch vier bis acht Stäbe ersetzt wird, erfüllen den gleichen Zweck, haben aber außerdem den Vorteil, daß die Drahtringe leichter von den Scheiben abgezogen werden können. Muldenscheiben haben die Form einer Mulde. Sie geben

Jahrzehnten ins Sand ewiger Vergessenheit hinabgesunken sind. Duhende von dicken Büchern haben manche von ihren Trägern geschrieben; geblieben aber ist sehr häufig nichts oder schließlich irgend ein Zwei- oder Vierzeiler, von dem kein Dichter zu Lebzeiten selbst nicht allzuviel gehalten hat. Der aber andererseits so viel Volkstoch in sich barg, daß er durch die verschiedensten Perioden hindurch sich herüberrettete in eine ganz andere Zeit.

Wer weiß beispielsweise heute noch etwas von Friedrich Salim, der eigentlich Freiherr von Münch-Bellinghausen hieß! Seine Dramen, seine Duhende von Geschichten, von denen einstmals so viel Besens gemacht wurde, fast alles ist so gut wie vergessen; nur zwei Zeilen kennt die gefühlvolle Jungfrau von heute noch:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Diese zwei Zeilen, die uns immer wieder irgendwo auf der Postkarte begegnen und ins Poetischeum hineinschauen, sind alles, was von dem berühmten Dichter des „Rechter von Rabenna“ und des „Sohn der Witwen“ blieb, ohne daß man heute überhaupt weiß, von wem diese Verse sind. Der Name des Dichters, der sie schrieb, ist verschollen, aber die beiden Zeilen sind geblieben.

Das gleiche Schicksal traf einen Landsman Salms. Wer kennt nicht seine Merseles-Verse:

Stell' auf den Tisch die duftenden Meßeden,
Die letzten roten Aftern trag' herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai...

Hunderter von Gedichten hat Hermann von Gilm geschrieben; geblieben sind diese vier beschwingten Zeilen. Vor andern

traten in Tätigkeit, mir Kemme eine Familie den linken Arm nach rechts zurück und eine andere Familie den rechten Arm nach links zurück — das nennt man „Einsteigen mit Familienanschluss“.

Nun waren auch meine Ellbogenknorpel gelöst. Ich konnte den Unterarm im Kreise herumlaufen lassen wie ein Ventilator und das tat bei der Hitze ganz wohl! Jetzt waren nur noch meine Halsknorpel ach und ich fürchtete schon, der Auszug würde eine halbe Sache. Aber, Gott sei Dank, auch dafür war gesorgt. Als ich nämlich auf der Plattform stand und mir gerade mit dem linken Fuß eine Virginita angandete, fiel mir plötzlich ein Bentnerstein auf den Kopf und blieb dort liegen. Es war aber gar kein Bentnerstein, sondern nur der mit Nagelschuhem besetzte Fuß eines Herrn, der wegen Zugüberfüllung auf dem Wagendache saß und offenbar meinen Kopf für einen Fußschmel gehalten hatte. Mit meinem Halse kann ich seitdem Drehtopf spielen — aber nein, für so was bin ich doch zu alt.

Und jetzt bin ich ein ausgekochter Schlangennensch. Ich glaube, ich habe eine große artistische Zukunft, und ich bitte schon jetzt alle Smprefarios des Erdballs um Vorbehalt.

Wenn vielleicht jemand unter meinen Lesern Lust hat, sich gleichfalls der Schlangennenschlaußbahn zu widmen; nächsten Sonntag geht wieder ein ausgezeichneter Zug nach Starnberg!

Paul Gillingert, München.

Vergessener Ruhm

Alle Jahre wieder, wenn der Herbst durchs Land zieht und das große Sterben in der Natur einsetzt, denke ich daran, wie auch in der Literatur ein Kommen und Gehen ist. Wie einstmals übermächtig gefeierte und für „unsterblich“ angelebene Namen schon nach wenigen

befonders glatte und feste Ringe. Um den aufgewickelten Drahtring von der Scheibe zu entfernen, muß die vordere Hälfte der Scheibe abnehmbar sein.

Bei der galvanischen Verzinkung tritt anstelle des Zinnschmelzofens das galvanische Bad. Die Verzinkung erfolgt auf elektrolytischem Wege, bei dem unter dem Einfluß harter elektrischer Ströme und bei Verwendung geeigneter Wäder Zink als Anode in Lösung geht, während es sich auf einen langsam als Kathode durch das Bad gezogenen Draht von zinnlich reiner Oberfläche niederschlägt. Bei der Feuerverzinkung bildet sich auf den Drähten zunächst eine dünne Zwischenlegierung, während bei der galvanischen Verzinkung eine reine Zinnschicht auf die Drähte niederschlagen wird. Es müßte also letztere Art, da chemisch reines Zink witterungsbeständig ist, vorzuziehen sein. Völlig reine Überzüge lassen sich aber praktisch nicht herstellen, da immer noch geringe Mengen anderer Metalle sich auf den Drähten bei der Elektrolyse abscheiden.

Während die Verzinkung sowohl als Rossiglanz als auch als Verschönerungsmittel ausgeführt wird, kommt bei der Verzinkung nur der letztere in Betracht. Zinn und Eisen bilden nämlich beim Vorhandensein von schwachen Säuren eine galvanische Kette, bei der Eisen in Lösung geht. Das Zinn verleiht dem Draht eine hellglänzende weiße Farbe, der Schmelzpunkt liegt wesentlich niedriger als bei Zink. Die Zinnwäder erhalten eine Temperatur von etwa 250 Grad Celsius. In der Hauptsache stimmt die Ausführung der Verzinkung mit der der Verzinkung überein. Die in Salzsäure gebeizten Drähte werden auf Ablaufröhen gelegt und passieren, bevor sie in das Zinnbad geleitet werden, einen Vorrück mit Sottwasser (Zinnschwefelsäure). Die Zinnspannen werden aus Zugschrauben hergestellt, ihre Länge schwankt zwischen 0,8 und 2 Meter, je nach der Stärke der zu verzinkenden Drähte. Das Eintauchen der Drähte in das flüssige Zinn wird auch hier durch eine Walze oder durch senkrechte unten geschlichte, in der Höhe verstellbare Stäbe bewirkt. Da Zinn sehr leicht greift, können erstens die Spannen kürzer gehalten werden und dann kann der Draht wesentlich schneller als bei der Verzinkung das Bad durchlaufen. Um die Verzinkspannen möglichst klein zu halten, läßt man nur 6 bis 12 Drähte durch ein Bad laufen. Als Abstreifmittel kommen beim Verzinnen Abstreif- und Koroplasten zur Verwendung. Das galvanische Verzinnen hat bisher wenig Anwendung gefunden, da sich das Zinn leicht in schwammiger Form auf das Eisen setzt. Vielsach werden die verzinkten Drähte auf Spulen verlangt. In diesem Zweck werden die Drähte nach dem Verzinnen auf besonderen Spulmaschinen umgepult.

Seit wann haben wirs?

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konnte man in Königsberg am Eingang zur Börse einen ärmlich gekleideten Mann sehen, der, um sein Leben zu fristen, englische Stahlfedern feilbot. Es war niemand anders als der Erfinder der Stahlfeder, der Schreiblehrer Biring. Als Opfer niedriger Geschäftsliegen hatte er seinem Lehrerberuf entsagen müssen, war verarmt und ein Engländer hatte sich seine Erfindung zu eigen gemacht, diese patentieren lassen und in Birmingham eine Stahlfederfabrik angelegt. Zwar hatte schon 1544 ein Nürnberger eine Annäherung zur Anfertigung metallener Federn herausgegeben und 1748 führte beim Friedenskongreß von Aachen der Schreiber Jaansen eine von ihm erfundene Stahlfeder vor, doch waren alle diese Vorläufer noch nicht brauchbar. Bürger sowie dem Erfinder

halb Jahrhunderten lebte in Deutschland ein Dichter, dessen „Urania“ das meistgelesene Buch war. Goethe und Schiller kamen da an Auftragskäufer und Beliebtheit auch nicht im entferntesten mit. Christoph Liedke hieß der Mann. Liedke? Wer außerhalb der ersten Kunst hat heute schon einmal diesen Namen gehört? Es sei denn, man kennt an einen bekannten Schauspieler. Name und Werk sind einfach sorglos. Und doch vier Seiten sind uns allen nicht so fremd. Wie kanten sie doch?

Sei hoch beseligt oder leid:
Das Herz bedarf ein zweites Oer,
Geteilte Freud' ist doppelt Freude,
Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Genau hundertfünfzigjährige Jahre sind vergangen, da erschien ein heute längst verhallenes Gedicht „Die Gesänge“. Es wurde nicht allzuviel beachtet, zumal der „große Spaziergänger nach Caracas“ ja auch noch wunderliche anderes geschrieben hatte. Und dennoch, neben der Kanariengeste von Europas überländlicher Götterwelt und dem „Leitwärtig in die Rüste schlagen“ ist uns aus Gottfried Semmes Werk lediglich das folgende Bierzeilelein geblieben:

Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird man nicht betäubt,
Beschwärzt haben keine Lieder.

Du und dort dürfte es nicht unbekannt sein, daß ein Berliner Posenbürger, David Kalisch, die Semmeschen Verse so parodiert hat: „Wo man tanzt, da laßt man ruhig garren, wo Menschen haben sie Bugarren.“ Mit der Parodie ist es überhaupt zu einer Sache.

der Lithographie, Aloys Senesfelder, der auch Federn aus härtembarem Stahl herstellte, gebührt das Verdienst, die Herrschaft des Gänsefieds gebrochen zu haben.

Benutzen wir die Stahlfeder somit erst seit einem Jahrhundert, so sind andere von unseren täglichen Gebrauchsgegenständen weit älter.

Bis auf die Urzeit geht der Stamm zurück, und schon in vorgeschichtlichen Gräbern haben sich Kämme aus Horn oder Bronze gefunden. Eine Erfindung der Germanen ist das Federbett. Es gewann auch bei den Römern Eingang, obgleich starrere Bettende wie Plinius die Benutzung mit Gänsefedern gefüllter Bettstücke als unerwünschend bekämpften. Unser Bettgestell dagegen ist erst später üblich geworden; denn die Germanen breiteten ihre Bettstücke noch auf dem Fußboden aus. In jüngere Zeit weist auch die Bürste; sie taucht seit dem 12. Jahrhundert als Kopfbürste, seit dem 14. auch als Kleiderbürste auf und wurde, wie das Wort andeutet, aus Schmeißborsten hergestellt. Ebenso wie die Bürste ist bekanntlich die Taschenuhr eine deutsche Erfindung. Sie wird dem nürnbergischen Schlosser Peter Henlein (um 1500) zugeschrieben und sah unförmig dia aus, weshalb diese Uhren „Nürnbergischer Eier“ hießen. Bis ums Jahr 1000 hatte man sich mit Sonnenuhren, Wasseruhren und Sanduhren beholfen; um diese Zeit erfand Papst Sylvester II. die Wäder- und Gewichtsuhr, die man sehr bald mit Schlagwerk und Glocken versah. Erst seit dem 16. Jahrhundert haben wir die Gabel. Als Messer und Köffel längst bekannte Dinge waren, führte vornehm und gering die festen Speeren noch mit den Fingern zum Munde. Der Gebrauch der Gabel als Eßgerät kam in Zusammenhang mit italienischen Tischsitten aus Sizilien zu uns.

Daß wir die Brille von den Chinesen hätten, hat sich als Irrtum herausgestellt. Im Anschluß an die kurze Mitteilung des Plinius, Kaiser Nero habe sich eines geschliffenen Smeragds bedient, um die Gladiatorkämpfe zu beobachten, hat man ferner gefolgert, Nero wäre kurzsichtig gewesen und hätte somit eine Art „Monokel“ benutzt. Doch haben wir nirgends einen anderen Hinweis, daß das Altertum die Wirkung von konvexen und konkaven Gläsern gekannt oder ausgenutzt habe. Dazu führten erst die optischen Entdeckungen des englischen Mönchs und oxfordischer Universitätslehrers Robert Bacon (um 1250), der sich deshalb sogar eine Anklage wegen Rauberei zuzog. Der florentinische Edelmann Salviano degli Armati (gestorben 1817) erfand dann die eigentliche Brille.

Von China haben wir aber das Papiergeld und den Regenalarm. Papiergeld kam dort um 1000 n. Chr. in Umlauf. Es waren Holztafelbrüche mit unbegrenzter Umlaufzeit und mit dem bezeichnenden Aufdruck: „Papiergeld mit kaiserlichem Siegel ist in Zahlung zu nehmen wie Metallgeld. Wer nicht gehorcht, wird geköpft.“ In Europa war Schweden das erste Land, das (1666) Banknoten ausgab; 1694 folgte die Bank von England und nach und nach alle anderen europäischen Staaten. Dem Engländer Jonas Hanway gebührt das Verdienst, bei seiner Rückkehr aus dem Orient dem chinesischen Schirm 1750 in den Straßen Londons trotz allen Spottes vom Publikum die Daseinsberechtigung erkämpft zu haben. Wir finden den Schirm bereits 1754 in Paris, 1755 in Nürnberg. Mitte des 19. Jahrhunderts suchte man ihn mannigfach zu verbessern: es gab Schirme mit Regenrinnen, mit einem Kranz von Schwämmen, um das Herabtropfen zu verhindern, ja mit eingesehten Fensterscheiben.

Und seit wann haben wir Seife, Taschentuch, Zigarette und Seidenstrumpf? Wiebig hat einmal den Verbrauch an Seife als ein Barometer der Kultur bezeichnet.

Beispiel Schiller: „Ehret die Frauen, sie weben und flechten, falsche Köpfe zwischen die edlen.“ — Ein Ding, das heute freilich keine Berechtigung mehr hat. Die Wubstopf-Frau hat dergleichen nicht mehr nötig.

Vor Jahren las ich einmal in einem Tiroler Wagnershaus im Gästebuch die erste Notiz eines schönen Schmachttodes: „Es muß ein Wunderbares sein ums Lieben zweier Seelen.“ Bis dahin hatte ich den Namen des Musikers nicht gekannt. Er war ein Wiener, hieß Robert Schick und hatte sich auf Wunsch des Wirts in diesem Buch berechtigt. Mit jener Note, die noch lange bejammliche Menschen entzünden wird. Eine Zeile! Oder auch zwei. Etwas wie bei dem Wiener Ferdinand Raimund, dessen romantische Stücke zwar noch berechtigt aufgeführt werden, von dem man jedoch so landläufig in der Hauptsache nur den Zweizeiler kennt:

Das Schicksal fekte den Hobe! an
Und hobelt alles glatt.

Zwei Zeilen auch von einem andern. Von dem großen Robert Schick, der viele Tausend Theaterstücke schrieb, der zu Goethes Zeit die deutschen Bühnen beherrschte, und der ein so jühes Ende unter dem Dolch des Schwärmer's Sand nahm. Wie heißen die beiden Zeilen? Nun, ganz nüchtern, ganz einfach: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb.“ Volksmund, Volksmelodie, Volkslied wird immer ganz einfach sein müssen, soll es sich in ferne Zeiten hinüberretten. Ein schöner Gedanke, glücklich geformt, das ist es, worauf es ankommt.

Zum Schluß noch ein kleines Kuriosum. Es gibt ein altes überaus altes Studentenlied. Wie vor Jahrzehnten wird es auch heute gesungen.

Wir brauchen uns in dieser Hinsicht nicht zu schämen! Gallier und Deutsche haben sich wahrscheinlich in die Ehre der Erfindung der Seife zu teilen. Orientalen, Griechen und Römer bedienten sich ja zur Reinigung des Körpers in erster Linie des Oils. Plinius spricht von der Seife als einer nordischen Erfindung, und es ist gewiß, daß die Römer der Kaiserzeit aus Deutschland Seife bezogen haben; in Pompeji ist ein ganzer Seifenladen mit wohl erhaltenen Vorräten bloßgelegt worden. Deutsche Seifensieder sind dann seit der Zeit Karls des Großen mit Sicherheit nachweisbar. Aus Italien dagegen stammt das Taschentuch; es wird dort unter dem Namen Fasoletto im Mittelalter zuerst erwähnt und kam im 16. Jahrhundert nach den übrigen europäischen Ländern. Daß man damit bald Luxus trieb, ist aus einer magdeburger Kleiderordnung von 1588 ersichtlich: „Der Bräutigam und anderer Mannspersonen von abligem Geschlecht Schnüffeltücher sollen nicht über anderthalb Taler wert sein, die der gemeinen Bürger einen halben Taler und die der Diensthöfen einen halben Gulden bei Strafe einer Mark.“ Während die Zigarre sich um 1800 einbürgerte und die Zigarette seit 1884 von Paris aus Eingang fand, nachdem dort zum erstenmal eine Schauspielerin auf der Bühne gewagt hatte, ein „Stäbchen“ zu rauchen, taucht der Seidenstrumpf schon im 16. Jahrhundert auf, und zwar am Fuße Heinrichs II. von Frankreich, der damit ungeheure Bewunderung erregte. Triumphe feierte der Seidenstrumpf aber erst im Zeitalter des Kofoko, als der kurze Rock herrschte. Dann ist er zurückgetreten, bis er in unseren Tagen zu neuem Leben erweckt wurde. Dr. R. Weiske



Die Vergänglichkeit der Welt

Der englische Astrophysiker J. S. Jeans hielt vor nicht allzu langer Zeit in der Royal Society of Arts in London einen interessanten Vortrag über die Vergänglichkeit der Welt. Infolge der Radioaktivität (unausgesehene Ausstrahlung von Strahlen), die allen Himmelskörpern eigentümlich ist, behauptet der Gelehrte, müssen alle gegenwärtig sichtbaren Gestirne einmal verschwinden, da sie durch die fortwährende Strahlenausstrahlung sich allmählich selbst aufzehren. Die Sonne verliert zum Beispiel nach seiner Berechnung 250 Tonnen in der Minute von ihrer Masse, das heißt sie wiegt alle Tage um 360 000 Tonnen weniger als in den vorhergegangenen 24 Stunden. Obwohl wir uns von einem solchen Gewichtsverlust eigentlich kaum eine Vorstellung machen können, so glaubt Jeans doch, daß sich unsere Erde nach einer Billion Jahren noch immer um die Sonne drehen wird. Freilich fügt er bei, daß die Lebensbedingungen auf ihr wesentlich geringer sein werden, so daß nur ein Bruchteil der heutigen Menschheit in dieser fernen Zeit auf ihr leben können.

Der heilige Starabäus. Die alten Ägypter hielten einen Käfer heilig und pflegten riesige Steinbilder dieses Käfers in ihren Tempeln aufzustellen. Das Original dieses heiligen Starabäus ist ein schwarzer, mattglänzender Käfer, der in Nordafrika lebt und in die Gattung der sogenannten „Hilendrehler“ gehört, die unseren Mistkäfern verwandt sind. Der ägyptische Käfer galt als Symbol der Fruchtbarkeit. Er fertigt gemeinsam mit seinem Weibchen runde, oft erheblich große Kugeln aus Mist und vergärbt sie in die Erde, nachdem zuvor das Weibchen ein Ei hineingelegt hat. Im nächsten Jahre kriecht dann der Käfer aus.

Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus.
Straße, wie wunderbar siehst du mir aus!

Heinrich von Mühlner hat es geübt. Vor etwa achtzig Jahren. Derselbe Mühlner, der in späterer Zeit preussischer Kultusminister wurde. Und was für einer! Ein Muder ganz und gar. Sungen S... alle Weischnester, sagten die Sundenen. Als Herr Mühlner sich im Abgeordnetenhaus einmal gar zu frömmelnd geäußerte, machte ein Parlamentarier sich einen Scherz und fragte den Minister, wie er eigentlich heute zu seinem großen Säuerlich stehe, das er vor dreißig Jahren neben einer Reihe anderer Trink- und Weischnester geübt, und mit denen er die deutsche Literatur bereichert habe. Der Hieb saß. Das Parlament lachte und lachte. Überhaupt das ganze Land lachte über diesen späten Muder, der in seiner Jugend so festlich geschwärmt hatte, und der nun gar so grimmig gegen seine eigene Vergangenheit wüthete. Wie ein Witz mußte diese Entwidlung an. Herr von Mühlner, der milderliche preussische Kultusminister, hatte sich „unverküchlich“ lächerlich gemacht. Er hielt es für das Beste, den Witzged zu nehmen. Längst ist er vergessen. Sein Vieb aber lebt und wird noch lange leben. Josef Kliche.

Spaßvogel wider Willen

Unser Herrmann war tüchtig und rüchig und wurde zum meistgenannten Mann der Stadt. Er war unser Führer und mußte auch manchmal öffentlich reden. Das ging nicht immer gut, obgleich er das Beste wollte. Dabei gebrauchte er als Anrede seiner Freunde das eigens von ihm erfundene: „Brüder und Brüderinnen!“ Ein anderes Mal berühdete er am Schluß einer Versammlung: Um die

Kulturgegeschichte des Tabaks

kaum war der Tabak in Europa eingeführt, da nahm auch schon sein Gebrauch groteske Formen an. Männer, Frauen und Kinder schnupften, rauchten und kauten ihn, und im 17. Jahrhundert war es am Rhein und in Baden üblich, daß die Frauen der höchsten und niedersten Stände sogar die Pfeife rauchten. Von den Philippinen berichtet ein Forschungsreisender, daß sich dort die Frauen nicht etwa damit begnügen, die üblichen kleinen Zigarren zu rauchen, sondern daß sie sich extra dicke und einen Fuß lange sogenannte Weiberzigarren anfertigen ließen.

Die Schädigungen, die angeblich durch den Tabakgenuß zustandekommen können, sind bereits in der frühesten Zeit seines Gebrauchs beobachtet worden. Weltliche und kirchliche Fürsten ergriffen die schärfsten Maßnahmen gegen diese Gewohnheit, ohne auf die Dauer

Unkosten zu bestreiten, werde ich jetzt eine Tellerber Sammlung beantragen.

Als in einem Kampf ein Arbeiter erschossen worden war, rief er seine Freunde zur Teilnahme an der Beisehung des Gefallenen auf und teilte mit: „Ich habe Vorkehrungen getroffen, daß auf dem Friedhofe, trotz des zu erwartenden grohen Andranges, die Gräber der Hinerbliebenen nicht zertrampelt werden.“ Als der Magistrat der Stadt die Erlaubnis verweigerte, daß bei der Beisehungsfest ein anderer als der vom Magistrat dafür bestimmte Kantor die Orgel der Friedhofshalle bediene, erklärte Herrmann kurz: „Ach was, es muß jedem mal Gelegenheit gegeben werden, an der Leiche zu spielen.“

Später wurde er auch von seinen Anhängern ins Gemeindeparlament gewählt; hier trat er dann auch eifrig für die Verbesserung der Gehälter der unteren Beamten und Angestellten ein. Bei der Beratung einer Befoldungsordnung rief er dem Bürgermeister zu: „Herr Bürgermeister, sehen Sie sich bitte einmal die unteren Organe Ihrer Beamten an!“

In einer Aussprache über die Wohlfahrtspflege hatte er das Schicksal eines Dienstmädchens schon mehrfach als Beispiel vor Augen geführt und war beleidigt, daß man so gar nicht auf seine Wünsche eingehen wollte. Er ließ aber nicht locker, meldete sich wiederum zum Wort und hub an: „Ich komme erneut auf das von mir heute wiederholt berührte Dienstmädchen zurück.“

Als Herrmann das Ende seines arbeits- und sorgenreichen Lebens kommen fühlte, gab er Anweisung, daß am Kopfende seines Sarges ein Sündenbündel eingelassen werde. Diese Anweisung begründete er mit dem Hinweis: „Ich will sehen, wer von meinen Freunden mir noch die letzte Ehre erweist.“ A. S.

etwas ausschließen zu können. Einer der bestigsten Feinde des Nikotins war König Jakob I. von England, der im Jahre 1619 sogar höchst eigenhändig eine Schrift gegen das Rauchen verfasste, in der er den Tabak als die Hölle in ihrer wahren Gestalt bezeichnete, denn er sei „Mist und ein ekelhaftes Ding, genau wie die Hölle selber“. Um mit der Moral zugleich das Nützliche für den königlichen Geldbeutel zu verbinden, erließ der König einen ungeheuren Einfuhrzoll auf Tabak. Es war ein Schlag ins Wasser: man fing an, im Lande selbst die Pflanze zu bauen. Gleichzeitig trieb der Schleichhandel an den Küsten die üppigsten Blüten.

Wenige Jahre später ließ Papst Urban VII. sogar den Bannstrahl gegen die armen Tabakverehrer los. Gerade unter dem Klerus hatte das Schnupfen einen derartigen Umfang angenommen, daß die Geistlichen selbst während der Messe die Schnupftabakdose nicht vermissen mochten.

Besonders scharf ging man im alten Rußland gegen die Raucher vor. Im 17. Jahrhundert erließ der Zar von Rußland ein Edikt, wonach weder ein Russe noch ein Ausländer bei Lebensstrafe Tabak bei sich haben oder rauchen oder damit Handel treiben durfte. Käufer und Verkäufer wurden ins Gefängnis geworfen und erhielten eine barbarische Strafe, denn eines der Lieblingsvergnügen dieses ehlen Russenfürsten war es, Menschen totpfeiffen zu lassen. Alle Habe der Tabakfänger mußte verkauft und, was wohl die Hauptfache für den gekronten Räuber war, das Geld mußte an die Nase des Haren abgetiefert werden. Später verfuhr man in Rußland mit den Rauchern „milder“: wer erwischt wurde, dem wurde nur die Nase abgeschnitten. Im Orient ging man ähnlich, nur noch grausamer gegen die Mäuler vor: man durchstach ihnen mit dem Pfeifenrohr die Nase und zerhörte so ihr ganzes inneres Gefüge. In Ungarn wurden damals über die Raucher schwere Kerker- und Geldstrafen verhängt.

Ein scharfer Gegner des Rauchens war Goethe, der es sogar so weit brachte, daß der Großherzog Karl August, der ohne seine Meerschmuppresse gar nicht zu denken war, das Rauchen in Goethes Gegenwart unterließ. Als Minister erließ Goethe ein öffentliches Rauchverbot für die Gimmahner Weimars unter Androhung einer Strafe von einem Taler. (Das war immerhin noch milder als das Gesetz des Kaisers Johannes von Abyssinien, der in christlicher Liebe den Rauchern die Lippen und den Schnupfen die Nase abschneiden ließ.) Tolstoi wandelte sich von einem starken Raucher zu einem unerträglich Tabakgegner und ging sogar so weit, zu behaupten, „Das Nikotin lähmte das Gemüths ein. Das Bedürfnis zu rauchen wüch mit dem Jüngste, Gefühle der Neue zu erstickten. Das Rauchen hat überhaupt den Zweck, die Intelligenz zu unnutzen. Das Rauchen ist die beste Vorbereitung zu jeder schlechten Tat, zu Mord und Diebstahl, zu Spiel und Unzucht.“

Sehr humoristisch äußert sich Christoph Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus“, über den Nikotingenuss: „Keils laufen Tabak, andere freffen ihn, von namentlichen wird er geschnupft, also daß mich wundert, warum sich noch keiner vorgehunden, der ihn auch in die Ohren steckt.“

Ein radikales Exempel hatuierte Schah Abbas der Große von Persien, der gemüthliche Erfinder des Rasierstogens mit dem Pfeifenrohr. Um den Tabakgenuss lächerlich zu machen, lud er alle seine Würdenträger zu einem Gelage ein. Als die Herrschaften versammelt waren, ließ der Schah Pfeifen herumreichen, die mit getrocknetem Pferdemit gefüllt waren. Die Pfeifen wurden angesteckt und der Schah fragte, wie den Herren der Tabak schmecke; er sei ein Geschenk des Weirs von Hamada, wo angeblich der beste Tabak der Welt wachse. Jeder erklärte natürlich, daß er ganz hervorragend schmecke, und ein alter General, dessen Weinnama beim Schah sonst in hoher Achtung stand, beküerte, er habe, beim heiligen Haupte seines Herrn, noch nie einen Tabak mit so köstlichem Nimmengeruch geraucht. Da sprang der Schah wütend auf und verfluchte das Zeug, das selbst seine Würdenträger nicht von getrocknetem Pferdemit unterscheiden konnten. Noch am gleichen Tage ließ er einen Händler, der Tabak in das Kriegslager gebracht hatte, samt seiner Ware lebendig verbrennen. Curt Bising.

Wer kann heute noch Erfindungen machen?

Selten ist es heute noch einem Erfinder möglich, seine Gedanken bis zur Patentreise durchzuführen — meist kann das nur eine große Firma in eigenen Versuchswerkstätten tun. Beispielsweise ist die Aufgabe, raschste Verbrennungen in unseren Fabriken durchzuführen, eine der dringendsten der Gegenwart und dazu noch eine, die durchaus Aussicht auf Lösung bietet. Die anzustellenden Versuche erfordern aber große Mittel. Erst wenn eine Anzahl von Fabriken und Anstalten durch geschicklichen Spruch zu Entschädigungen an die geschädigten Anwohner verhalten sind, kann man hoffen, daß die Versuche euctig in Angriff genommen werden. Man schätzt die jährlich in Deutschland durch fabrikschle verloren gehende Kohle auf zwei Millionen Tonnen, was einem Wert von etwa 5 Milliarden Markomstünden gleichkommt — die gesamte schweizerische Elektrizität eines Jahres. Also Erfinder haben da ein dankbares Feld — die Industrie soll die Untersuchungen finanzieren. Befestigung der Rauchsäule ist eine notwendige Naturarbeit — und sie wird sich auch lohnen. Dr. R.



Vorläufer der Sprechmaschine. Der Gedanke, einen Apparat zu bauen, der die Wiedergabe des gesprochenen Wortes zu jeder beliebigen Zeit ermöglicht, beschäftigte schon frühzeitig die Gelehrtenwelt. Der italienische Physiker Giovanni Porta stellte bereits 1589 darauf abzielende Versuche an. Er trug sich mit der Idee, Worte in Bleiröhren hineinsprechen zu lassen, um nach sorgfältigem Verschlusse die Röhren aufzubewahren. Nach ihrer Öffnung, glaubte er, werden die Schallwellen aus ihrem Gefängnis entweichen und das feinerzeit gesprochene Wort wieder zu Gehör bringen. Diese Versuche wurden von dem nürnbergger Optiker Grünhel, der sich dabei einer Glasflasche bediente, mit demselben Mißerfolge wiederholt.

Die gegenwärtig längste Brücke der Welt führt im Staate Virginia (Vereinigte Staaten von Nordamerika) über den James River und wurde vor nicht sehr langer Zeit durch Präsident Coolidge dem Verkehr übergeben. Die Brücke besitzt eine Überwasserlänge von 9 Kilometer.

Donner, das auf einen Blitz folgende laute Geräusch, entsteht durch die plötzliche Erschütterung der Luftteilchen durch den elektrischen Funken. Das öfter wahrnehmbare Rollen desselben hat seinen Grund in der Zurückwerfung des Schalles von den Wolken und der Erdoberfläche, das mitunter mehrere Male sich wiederholende Anschwellen darin, daß der vorhergegangene Blitz aus mehreren elektrischen Entladungen zwischen verschiedenen, also ungleich weit entfernten Wolken besteht, so daß die von ihnen ausgehenden Erschütterungen der Luft das Ohr erst nacheinander erreichen.

Über die Herkunft der Zitronen und Orangen. Die Zitrone ist im tropischen Asien einheimisch. Die Gebräuer haben sie während ihrer Gefangenschaft in Babylonien fernengelernet. Bei den alten Römern galt sie ursprünglich für ungenießbar und man begnügte sich sie zwischen die Kleider zu legen, um durch ihren Geruch die Motten zu vertreiben. Die Orange wurde seit den ältesten Zeiten in China und Japan gepflanzt und rüchste schrittweise ins Abendland vor, wo sie bei ihrem Erscheinen „chinesischer Apfel“ genannt wurde. Die bekannte kleine Gattung, die Mandarine, kam gar erst im Jahre 1827 nach unserm Erdteil. Um die Zitronen- und Orangenkultur wachsen sich nebst den Arabern die Genuesen und Venetianer Verdienste erworben, die auch den Handel mit den Früchten nach dem Norden besorgten. Auch die Portugiesen, welche die Orange im 16. Jahrhundert in China kennenlernten, trugen zu ihrer Verbreitung in Südennropa wesentlich bei.

Verwilderter Adel im 16. Jahrhundert. Das Leben des Johann von Dersch, eines in Hessen ansässigen Edlen, gewährt ein trauriges Bild von der sittlichen Verwilderung des deutschen Adels im 16. Jahrhundert. Als einer seiner Vauern einmal nicht zur Kreibtsad kommen wollte, weil sein Weib im Wochenbette lag, schlug er ihm mit den Worten: „Wöwiewicht, willst du heraus“, das Fenster ein, und als der Bauer erwiderte: „Junter, ich komme ja aber euer Vater hat's nicht so gemacht“, schob er seine Wäsche auf ihn ab und vermundete ihn schwer. 1583 betraute derselbe Edelman einige Kaufmannswagen mit Gütern aus Antwerpen und verbarß die Deute in seiner Behauung. Erst als er später seinen Standesgenossen Johann von Biermünden ermordete, sprach das Feinliche Gericht 1588 endlich die Nordacht über ihn aus.

Fresko-Malerei (al fresco = auf Frischem) heißt die Kunst, an Wandflächen, auf dem noch feuchten Kalkwurf, dauerhafte Gemälde (Fresken) auszuführen. Nur Wasserfarben können zur Fresko-Malerei verwandt werden. Durch die 1876 erfundene Stereochromie wurde die Technik der Kunst wesentlich erleichtert.

Konkor heißt der größte, noch nicht ausgestorbene Naubbogel, über den die ältesten Reisebeschreiber Südamerikas viel Aedelhaftes berichtet haben. Der Konkor bewohnt die Cordilleren und schwingt sich von den über 5000 Meter hohen Klüften, wo der Mensch unter dem verminderten Luftdruck zu leiden hat, mit größter Leichtigkeit noch mehrere 1000 Meter empor. Sein Flug ist ungemein schnell, seine Stärke und Lebensähigkeit gewaltig. Seine Körperlänge beträgt bis zu 1 1/2 Meter, von einer Flügelstibe bis zur anderen sogar 6 Meter. Er nährt sich vorzugsweise von Has, fällt aber selbst Säugtiere und Menschen an.

Babomecum (lateinisch = geh mit mir) nennt man ein Buch, das als Leitfaden, etwa in irgendeiner Wissenschaft, oder als Mahgeber, gleichsam als Begleiter in allen möglichen Lebenslagen, dienen soll und deshalb in besonders kleinem handlichen Format hergestellt wird, so daß es leicht überall hin mitgeführt werden kann.

Die Wasserpeiffe (Nargileh) ist eine besondere Art der Tabakspfeife, in welcher der Rauch des brennenden Tabaks, bevor er in das Pfeifenrohr gelangt, durch eine Wassersticht geht und dort von seinem öligen Bestandteilen gereinigt wird. Es gibt Wasserpeiffen von der primitivsten Art, zum Beispiel die Oufa der Kopten, die nur aus zwei in eine Kolosung gefletteten Rohrblüden besteht, bis zu den kostbaren, reichgeschmückten, aus Bronze, Kupfer oder Silber, wie sie in Persien und Indien in Gebrauch sind.

Ich bitte ums Wort

Auf die beiden Aufsätze („Symbole“ in Nr. 11 und „Eine brennende Frage“ in Nr. 12 der Metallarbeiter-Jugend) möchte ich eine Antwort geben. Sie sind es wert, besprochen zu werden, finden sie doch innerhalb unseres Gruppenlebens ein allseitiges Interesse.

Jugendkollege G. schreibt: „Symbole sind Erkennungszeichen.“ Niemand wird das bestritten. Weiß ich doch selbst sehr gut, welche Wirkungen es hat, wenn der Gruppenwimpel auf Fahrt mitgeht oder nicht. Der Wimpel ist uns Symbol und Erkennungszeichen.

Ein anderes und (wenigstens für unsere Metallarbeiterjugend) neues Erkennungszeichen soll jetzt eine einheitliche Bundesklebung werden. Vor längerer Zeit schon ist etwas Derartiges aus dem Kreise unserer Jugendbewegung angeregt worden. Gegen ein solches Vorhaben, wenn es richtig verstanden und ausgeführt wird, ist wirklich nichts einzuwenden. Aber unberechtigt ist es, den älteren Kollegen Böswilligkeit vorzuzwerfen, wenn sie nicht sofort für eine Sache so Feuer und Flamme sind, wie wir Jungen. Vergessen wir uns, was sie in ihrer Jugend haben durchkosten müssen, um sie soweit zu kriegen, was sie heute ist, dann verstehen wir, daß sie die „Jugendbewegung“ anders betrachten. Wir haben unseren alten Kollegen viel zu verdanken. Gaben wir Jungen auch schon daran gedacht, die „Alten“ in ihrem ganzen Wesen zu ergründen und zu verstehen? Können wir das als Jugend nicht, die wir doch bedeutend mehr theoretische Bildungsmöglichkeiten haben als ehemals unsere Alten? Ich behaupte, daß das „Nichtverstehen-wollen und -können“ in den meisten Fällen auf Gegenseitigkeit beruht! Ganz bestimmt haben sich sehr viele unserer Alten, die ehemals andere Ziele und Anschauungen hatten wie die heutige Jugend, auf heutige Anforderungen umgestellt. Nicht Böswilligkeit und Unverständnis ist es, die sie den Wünschen und Plänen der Jugend nicht sogleich willfährig erscheinen lassen, sondern das Bewußtsein ihrer großen Verantwortung der Gesamtheit eines großen gewerkschaftlichen Verbandes gegenüber. Vor allen Dingen bei unseren Meinungsäußerungen nicht zu scharf werden; das hat keinen Zweck und hilft gar nichts. Scharfe Klänge werden schnell schartig!

Was mich veranlaßt, einer nach allen Seiten hin einheitlichen Bundesstracht nicht das Wort zu reden, ist der persönliche Geschmack, der sich besonders dann bei jedem anders äußern wird, sobald es sich um Form, Farbe und Zeug handelt. Ich glaube bestimmt, wenn man hundert Kollegen darüber befragt, wird man auch hundert verschiedene Antworten bekommen. Das angeführte Beispiel, blauer Körper, findet schon mal meinen persönlichen Geschmack nicht, um nur ein Beispiel dieser Art anzuführen. Als Erkennungszeichen brauchen wir keine einheitliche Klust. Dafür haben wir Wimpel und Abzeichen. Man mühte bei der vorgeschlagenen Klust noch ein besonderes Abzeichen am Ärmel (ähnlich den „Noten Fassen“) tragen, denn wer will in einem jeden, der Wanderklust aus blauem Körper trägt, sofort einen unserer jungen Metallarbeiter erkennen? Aber eine Wanderklust können wir einführen, die in ihrer Form und Güte einheitlich sein kann, aber nicht in der Farbe. Das überlassen wir besser jeder Ortsgruppe selbst. Unsere gewerkschaftlichen Jugendtage sind mir noch zu sehr in der Erinnerung mit ihren bunten, lebhaften und anregenden Bildern, die von den farbenprächtigen Wandertochten der Teilnehmer ausgingen. Stellen wir uns nur einmal vor, es wäre von jetzt ab auf unseren Jugendtagen nur noch eine einzige Farbe vorherrschend, ob dann sehr viele einen zweiten Jugendtag noch mitmachen würden!? Also, wenn es schon eine einheitliche Bundesstracht geben soll, und dieser bin ich gar nicht so abgeneigt, liegen doch die farblichen Werte sehr klar vor Augen, dann bitte überlaßt die Farbenswahl den einzelnen Gruppen selbst. Form und Farbe wird bei uns aus Manchestergewebe getragen, weil dies zweckmäßiger ist als blauer Körper, den man nur bei warmem Wetter tragen kann ohne unangenehme Unterkleidung.

Man könnte als gültige Befugung dieser Angelegenheit noch einmal, wie das früher schon gemacht wurde, allen Gruppen die Anschaffung einer solchen Tracht empfehlen. Wenn auch nicht für das ganze Reich eine einheitliche Farbenswahl das Gegebene ist, so doch für die einzelnen Gruppen. Und ich gehe wohl ganz sicher in der Annahme, daß da bisher schon ganz Gutes getan worden ist. Auf dem Bezirkstugendtag in Düsseldorf 1926 waren ganze Gruppen einheitlich gekleidet, doch jede in einer anderen Farbe. Das wirkte außerordentlich gut. In diesem Jahre findet wieder ein ähnlicher großer Jugendtag, wo voraussichtlich mit 15 000 Teilnehmern gerechnet wird, in Köln statt. Hier ist es für die Ortsgruppen, die bis jetzt noch nichts in dieser Sache unternommen haben, gute Gelegenheit, das Veräumte nachzuholen.

Noch ein paar Worte an den Kollegen Janssen über seine „brennende Frage“. Die „überzeugende Verbandsarbeit“ hat meines Wissens noch nicht stillgestanden. Auch in unserer Ortsgruppe gab es schon mal ein „Wstauen“. Da muß es an der Nichtigkeit des Jugendführers liegen, schlemmigt für Ablenkung und Zufuhr frischer junger Kräfte zu sorgen. Was Kollege Janssen unter „überzeugende Verbandsarbeit“ verstanden wissen will, ist mir nicht recht klar geworden. Die „gesunde Freude zur Mitarbeit am großen Werk“ wird man bei der Jugend, wenn man richtig anzufassen weiß, nicht vergebens suchen. Peter Roosen.

Die Arbeiterwelt in Wort und Musik

In dem Schallplattenverlag „Die neue Truppe“ sind jetzt unter der künstlerischen Leitung von Alfred Weierle Schallplatten erschienen, deren Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Umfassen sie doch außer Tanzmusik und Kabarett den geistigen und Gefühlskreis der Arbeiterbewegung in ihren historischen, leider noch nicht ganz in die Schullehrbücher aufgenommenen Gedächtnis und Neben, wie wir sie von den hohen Festen der Arbeiterschaft in uns aufgenommen haben. So finden wir: „18. März“ von Herzweg und „Die Toten an die Lebenden“ von Freiligrath. Außer der 48er Literatur noch das „Bet und arbeit“ und „Die Arbeiter an ihre Brüder“, „Die heilige Alliance der Völker“ und wir finden die heutigen Gedächtnis der Arbeiterbewegung: „Die Fragen an eine Arbeiterfrau“, „Der Graben“ von Tucholsky und „Der Bauer, der Hund und der Soldat“ von Karl Kraus. Der größte Teil dieser Gedächtnis hat musikalische Untermalung, die den Rhythmus steigert, auf der Rückseite aber tragen alle Platten Volks- und Freiheitslieder vom großen Orchester oder von einer Valaiskapelle gespielt. In dieser Sammlung besteht auch die beste Aufnahme der Internationale. Tanzplatten eines prachtvollen Siquenerorchesters, dann klassische Musik: Eine kleine Nachtmusik von Mozart, dieses Juwel deutscher Musik gespielt vom Nach-Orchester des Deutschen Musikerverbandes unter Leitung von Dr. Gerbert. Aber auch im Kabarett finden wir entzückende Platten, so Nr. 102/103 „Berliner Herbst“ von Tucholsky, auf der Rückseite „Berlin ist richtig“, Nr. 22/74 „Ehekrach“ von Tucholsky und das „Ständchen“ von Schubert. Zwei Platten von Paul Morgan, gesungen und gesprochen, die berühmten „Wittentische“ von Nestoy und die amerckesschütternde „Münchener Fremdenpostkass“, dazu das „Fiatertlieb“, jene historische Erinnerung an das alte Wien und Kaimunds berühmtes „Sobellied“ aus dem „Verstehenber“. Auch aktuelle Volksmusik und das neue Musikprogramm des Rundfunks und Theaters finden wir hier.

Aber alles das hinaus wächst diese Sammlung in hohe kulturelle Bedeutung hinein: Der Reichsarbeitsminister Dr. Rudolf Wissell hat seine Totenrede auf Legien selbst gesprochen. Wir hören erschüttert zu, wie ein vom Ereignis ergriener Mensch einem Freunde, Genossen und Führer einen Nachruf spricht. Mit dieser Platte ist eine Reihe eröffnet, in der die großen Führer und Diener der Arbeiterbewegung ein Denkmal gesetzt erhalten. Auch Thomas Mann hat seinen Reuehahnswunsch und Worte an die Jugend selbst gesprochen. Stefan Zweig wird folgen und im Herbst Maxim Gorki und Romain Rolland. Diese Platten, die bei Festen, Feiertagen und Jugendweihen Verwendung finden sollten, sind belehrend und belebend.

Die Sonderprosperkte sind zu beziehen durch die Verlagsgesellschaft des ADGB, Berlin S 14, Inselstraße 6a.

Mahnruf an die proletarische Jugend

Die proletarische Jugendbewegung hat sich in den letzten zehn Jahren stark entwickelt. Freie Gewerkschaftsjugend, Sozialistische Arbeiterjugend und die Arbeiterportklerjugend stellen ihre Arbeit bewußt in den Dienst des Sozialismus. In ihren Verantwortungen leisten sie vorbildliche Erziehungsarbeit, die Menschen schafft, die mit offenen Augen die Welt erkennen und verstehen lernen.

Aber nicht nur in erster Arbeit darf der Körper angepannt sein; Entspannung von der schweren Arbeit in der Fabrik oder im Büro ist nötig, Entspannung und gleichzeitig neues Kräfte schöpfen für die Arbeiten, die an anderer Stelle noch der Erlebigung harren. Die Jugend ist die Zukunft! Sie soll das Erbe unserer Väter antreten, sie soll das Werk der Vorkämpfer des Sozialismus weiterführen und weiter verbessern. Und darum muß sie ihrem Körper im Spiel und Sport das richtige Maß der Entspannung bringen.

Sonntagswanderungen in die freie Natur, hinaus in Wald und Feld, in den Ferien ins Gebirge, an die See! Weder Wind noch Wetter scheuend, den verstaubten Lungen neue frische Luft zuführen und im lustigen Spiel sich tummelnd, so soll und muß unsere proletarische Jugend leben.

Sommer mehr hat in der letzten Zeit der systematische Turnunterricht, der Gymnastik- und Spielbetrieb in den proletarischen Jugendorganisationen Platz gegriffen, so daß viele Gruppen der Arbeiter- und Gewerkschaftsjugend bereits regelmäßig Turnstunden abhalten und auch Spielmannschaften haben. Unverkennbar stecken in diesen Turn- und Sportabteilungen wertvolle Kräfte der proletarischen Jugendbewegung.

Junge Menschen, die gemeinsam für ihre Ideale, für die Ziele der sozialistischen Arbeiterbewegung kämpfen, haben das unbedingte Verlangen, auch in Spiel und Sport nebeneinander zu stehen und in freundschaftlichen Streite trotz ihrer Kräfte miteinander zu messen. Und hier ist die Stelle, wo sie mit der übrigen dem Arbeiter-Turn- und Sportbund angeschlossenen proletarischen Jugend zusammenkommen.

Besucht unsere Verammlungen!
Werbt neue Mitglieder!

Dem Halborganisierten!

Dir, der du nur mit halbem Herzen organisiert bist,
 Sage ich, daß du vom Irrtum verführt bist,
 Wenn du glaubst, deiner Pflicht schon zu genügen,
 Wenn du mit Wichtigkeit, doch still und verschwiegen,
 Den Beitrag dem Verbands spendest.
 Damit allein wendest
 Du nicht dein Geschick!
 Mit hellem Blick
 Mußt du schaffen und streben
 Für ein besseres Leben!
 Rührig und stetig sein
 Und werdend tätig sein
 Von Ueberzeugung und Mut gefülbt sein:
 Das heißt organisiert sein!

Carls.

Schriftenchau

Das ist Weltenerntung. Eine Kampfesymphonie der Arbeit von Franz Nothensfelder. Sprechchor 50 S. Verlag E. Altenberger, Waldenburg-Altwasser (Schles.), Steigerweg 23. Der Jahrzehnte alte Kampfruf des Proletariats in ganz eigenartiger Form. Natur, Leben, Not, Unterdrückung, Kampf und hoffnungsvolle Zukunft stehen in kurzen Sätzen vor uns. Die Aufführung wird jeden Zuhörer packen. Bei einer Dauer von etwa 20 Minuten kommen Männer-, Frauen- und Kinderchöre zu Wort. Auch kleine Chöre können diesen Sprechchor gut und wirkungsvoll darbieten. Obwohl für die Waisfeier geschrieben, ist er ebenfalls für alle anderen Feste der Arbeit geeignet.

Der Stiefel des Jaren. Von Michael Soschtschenko. Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61. Dieses 180 Seiten starke Buch des russischen Humoristen ist von Joseph Kalmer ins Deutsche übertragen und von Erich Ohjser nett illustriert. In kleinen Gesellschaften macht sich der Verfasser lustig über allerhand Zustände, und die lustige Kritik steckt an und fesselt den Leser.

Fachkunde für Maschinenbauer und verwandte Berufe. Von A. Ahrenmann, F. Schütz und Ing. O. Stolzenberg. Mit 680 Abbildungen. Das Buch umfaßt Werkstoffkunde, Arbeitskunde und Kraftmaschinen. Das Handbuch erfaßt die fehlende elementar gehaltene Fachkunde. Preis geb. 6,40 M. Verlag V. G. Teubner, Leipzig.

Besuchskartenrätsel

L. E. Baedro
Ulm

Was ist der Herr?

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 14:

1.	S	Schul — bank	t
2.	e	E — se — lei	i
3.	e	Ent — bet — ter	r
4.	f	Laus — bus	b
5.	e	E — mi — li — a	a
6.	b	Dampf — schiff	f
7.	e	E — le — gie	e
8.	s	Son — der — ling	g
9.	m	Müt — ter — chen	n
10.	e	Erb — sen — breit	i
11.	n	Na — row	w
12.	f	Sa — gen — franz	ä
13.	c	Ed — le — si — ne	e
14.	b	Hil — nen — grab	b
15.	e	Et — sen	n

42 Silben

Seele des Menschen! Bezwinge Fabrik!



Aus der Broschüre „Augen auf!“

Das Büchlein zur Unfallverhütung für jung und alt“, 2. Ausgabe.

Katze

Wälisch hat einen hellhaarigen Bernhardiner. Das arme Tier hat die Stampe.

Wälisch hat von einem Mann namens Carl Meischke in Lüneburg gehört, dem man nur ein Hundehaar und zwei Mark zu senden braucht, worauf er das Haar untersucht und zuverlässige Rezepte gegen die Hundetransmission gibt.

Wälisch sendet ein Haar seines Hundes und zwei Mark nach Lüneburg. Zufällig wohnt dort auch ein anderer Carl Meischke. Versehentlich wird ihm Wälischs Brief bzw. der Post zugeschickt.

Drei Tage darauf kriegt Wälisch ein Schreiben:

„Sehr geehrter Herr! Die Untersuchung Ihrer uns eingesandten Haarprobe hat ergeben, daß Sie reiner norddeutschermeistischer Rasse sind. Ihrer Aufnahme in den Germanenorden „Germanenorden“ steht nichts im Wege. Ergebenst Carl Meischke, Gauwart.“ (Mf.)

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphenadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern S.-U. 62841, 62842, 62843

Mit Sonntag dem 13. April ist der 16. Wochenbeitrag für die Zeit vom 13. bis 19. April 1930 fällig.

Die Erhebung von Beiträgen wird nach § 6 Abs. 5 des Verbandsstatuts folgenden Verwaltungen in der angegebenen Höhe genehmigt:

Verwaltung	Für die Mitglieder der Beitragskasse				Wegum der Beitrags- erhebung
	I	II	III	IV	
Metzen	20	—	—	—	14. Woche

Die Nichtbezahlung dieser Beiträge hat Entziehung reinstatutarischer Rechte zur Folge.

Geschlossen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6766 377, lautend auf den Eigenhofsler Max Benzel, geb. am 24. Dezember 1882 zu Weidau. (Saalfeld.)

Stuttgart, Römerstraße 16.

Der Vorstandsvorsitzende

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Römerstraße 16